

Leseprobe aus:

George Pelecanos

Kein Weg zurück



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Niemand wusste, warum der Ort Pine Ridge hieß. Soweit Chris sehen konnte, gab es weit und breit keine Kiefern. Nur eine Gruppe einstöckiger, L-förmiger roter Ziegelgebäude auf einer weiten, schlammigen Lichtung, umgeben von einem Maschendrahtzaun, der oben mit NATO-Draht gesichert war. Und hinter dem Zaun Wald. Ahorn, Eichen, Hornsträucher und dichtes Unterholz, aber keine Kiefern. Irgendwo draußen in diesem Wald stand auch das Gefängnis für Mädchen.

Die Einrichtung umfasste ein Gelände von dreihundertzwanzig Hektar in Anne Arundel County, Maryland, gut vierzig Kilometer von Northwest, D. C., entfernt, wo Chris aufgewachsen war. Wenn er nachts in seiner Zelle lag, konnte er die Flugzeuge im Landeanflug hören. Der Baltimore-Airport musste also in der Nähe sein. Und auch ein Highway. An manchen Tagen, wenn der Wind günstig stand, konnte er beim Basketballspielen auf dem Spielfeld draußen oder auf dem Weg von seinem Zellenblock zum Schulgebäude das Geräusch schnellfahrender Autos ausmachen – die Rechtschaffenen auf dem Weg zur Arbeit oder zurück, Mütter in ihren Minivans, Kids, die zu Partys oder Dates fuhren. Teenager wie er, nur dass sie frei waren.

Natürlich hatte man ihm oft genug klargemacht, wo er sich befand. Der Leiter der Jugend-Bewährungshilfe, der Direktor der Strafanstalt, die Aufseher, die Mit-

häftlinge, seine Eltern und der Anwalt, den sein Vater für ihn engagiert hatte – sie alle hatten es ihm genau erklärt. Man hatte es ihm sogar auf der Landkarte gezeigt. Aber er fand es spannender, sich vorzustellen, er sei an einem geheimnisumwitterten Ort. *Sie schicken mich in eine streng geheime Einrichtung in den Wäldern. Eine Anstalt für Jungen, die sie nicht in den Griff bekommen. Aber ich lasse mich nirgendwo einsperren. Ich werde jetzt meine waghalsige Flucht planen ...*

«Chris?», sagte seine Mutter.

«Hmm?»

«Findest du irgendwas komisch?»

«Nein.»

«Du hast aber gerade gegrinst.»

«Hab ich das?»

«Du scheinst die Situation nicht gerade ernst zu nehmen, Chris.»

«Doch, Ma. War nur grad so 'ne Spinnerei.»

«Drück dich anständig aus», zischte sein Vater.

Chris grinste wieder, woraufhin sich die Kiefermuskeln seines Vaters anspannten.

Chris Flynn saß an einem verschrammten Holztisch im Besuchsraum von Pine Ridge, ihm gegenüber seine Eltern, Thomas und Amanda Flynn. Im selben Raum hockten auch mehrere andere Jungen, alle in Polohemd und Khakihose, zusammen mit ihren Müttern oder Großmüttern. An der Tür stand ein Aufseher. Draußen vor der Plexiglasscheibe sah Chris noch zwei weitere Wachen, die sich lachend unterhielten.

«Wie kommst du denn so zurecht hier?», fragte Amanda.

«Ganz gut.»

«Wie ist die Schule?»

Chris ließ den Blick durch den Raum schweifen. «Ich geh halt hin.»

«Sieh deine Mutter an, wenn sie mit dir redet», mahnte Thomas Flynn. 13

Chris starrte stattdessen in die wässrigen Augen seines Vaters. Er sah darin stumpfe Wut und Verletztheit und empfand nichts.

«Ich meine – behandeln sie dich anständig, oder hacken die anderen auf dir herum?»

«Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ich weiß schon, wie man sich im Knast durchschlägt.»

«Du», zischte Flynn in verächtlichem Ton.

«Steht denn bald mal eine Beurteilung an?», fragte Amanda.

«Nicht dass ich wüsste.»

«Eigentlich sollte monatlich eine stattfinden. Ich werde mal unseren Anwalt darauf ansprechen. Er steht mit dem Anstaltsleiter in Kontakt.»

«Wie du meinst.»

«Lasst uns jetzt beten», sagte Amanda.

Sie faltete die Hände auf dem Tisch und senkte den Kopf. Chris und Thomas Flynn folgten pflichtschuldig ihrem Beispiel. Aber sie sprachen nicht zu Gott, und ihre Gedanken waren alles andere als christlich oder rein.

Als Amanda fertig war, standen alle drei auf. Amanda warf einen Blick zu dem Aufseher, einem großen, stämmigen Kerl mit freundlichen Augen, der sicher Verständnis haben würde, und umarmte ihren Sohn.

Dabei steckte sie ihm unauffällig drei zusammengefaltete Zwanzig-Dollar-Scheine in die Hosentasche.

Als sie ihn losließ, standen ihr Tränen in den Augen. «Wir tun alles, was in unserer Macht steht.»

14

«Ich weiß.»

«Ich bete jeden Tag für dich, Chris. Ich liebe dich.»

«Ich dich auch, Mom.» Das sagte er ganz leise, damit die anderen Jungen es nicht hörten.

Weder Chris noch sein Vater machten auch nur einen Schritt aufeinander zu. Nachdem sie sich lange mit leerem Blick angestarrt hatten, nickte Chris knapp, wandte sich ab und verließ den Raum.

«Sollen wir noch versuchen, ob der Anstaltsleiter zu sprechen ist?», fragte Amanda.

«Wozu?» Flynn schüttelte den Kopf. «Lass uns einfach gehen.»

Von einer Wache begleitet, gingen Thomas und Amanda Flynn hinaus zur Pforte, Thomas voran. Seine schweren Schritte hinterließen Abdrücke auf dem schlammigen Boden. Ein paar Jungen in Gefängnis-
kleidung gingen vom Schulhaus in Richtung Speisebaracke, die Hände hinter dem Rücken zusammengelegt, begleitet von einem Aufseher mit Sprechfunkgerät. Alle waren dunkelhäutig. Beim vorigen Besuch hatte Flynn einen jungen Latino gesehen, mit glasigem Blick und sichtlich auf Medikamenten, es gab also anscheinend nicht nur Schwarze. Aber offenbar war Chris der einzige weiße Insasse der Anstalt, was Flynn nicht gerade behagte.

Mein Sohn hier, zusammen mit all diesen ...

Flynn gestattete sich nicht, die hässlichen Worte zu denken.

Er klingelte an der Hintertür des Pförtnerhauses und schaute zwischen den Gitterstäben durch das Plexiglas, um eine der beiden uniformierten Frauen hinter der Empfangstheke auf sich aufmerksam zu machen. Wie die meisten der Aufseherinnen, die Flynn bisher hier gesehen hatte, waren auch diese Frauen an Hüften und Schenkeln kräftig gebaut. Der Türöffner summte, und sie passierten dieselbe Sicherheitsschleuse, durch die sie hereingekommen waren – fast wie an einem Flughafen. Keine der Aufseherinnen würdigte die beiden auch nur eines Blickes, als Flynn und Amanda ihre Schlüssel und Handys wieder in Empfang nahmen.

Sie verließen das Pförtnerhaus und gingen am Zaun entlang zu Amandas Geländewagen, der auf dem Parkplatz für Personal und Besucher stand. Sie sprachen kein Wort. Amanda nahm sich im Stillen vor, am Sonntag in die Frühmesse zu gehen und eine Kerze für Chris anzuzünden. Flynn fragte sich wie so oft, was schiefgelaufen war.

Seiner Ansicht nach hatte er seinen Sohn nach und nach verloren, seit Chris im ersten Highschool-Jahr war. Damals hatte der Junge Football und Basketball gespielt, annehmbare Noten nach Hause gebracht, war zur Sonntagsschule und in die Messe gegangen. Allerdings hatte er zur selben Zeit auch Marihuana geraucht, Ladendiebstähle begangen, sich mit anderen Jungen geprügelt und Autos und Schließfächer geknackt. Damals war Chris etwa fünfzehn gewesen. Amanda fand, Flynn habe angefangen, über seinen Sohn zu sprechen, als sei

der zwei verschiedene Personen: der gute und der böse Chris. Als er schließlich sechzehn wurde, war nur noch der böse Chris übrig geblieben.

16 Als Teenager und in den frühen Zwanzigern hatte Flynn selbst öfter Marihuana geraucht, deshalb merkte er es ziemlich bald, als Chris damit anfang. Flynn sah den Rausch in den Augen seines Sohnes, registrierte, wie der Junge über Gewaltdarstellungen im Fernsehen völlig unpassenderweise lachte oder plötzlich reges Interesse an ihrem Labrador-Mischling Darby zeigte, mit ihm Tauziehen spielte und herumbalgte – lauter Dinge, die er niemals getan hätte, wenn er nicht unter Drogen stand. Und dann war da natürlich noch der Geruch, der in Chris' Kleidung hing, und dieser unverkennbare, süßliche Geruch von frischem Marihuana in seinem Schlafzimmer.

Dass sein Sohn kiffte, bereitete Flynn kein großes Kopfzerbrechen. Er erklärte Chris sogar, dass er keine moralischen Einwände dagegen habe, sondern es einfach für Zeitverschwendung halte. Und dass er, Chris, als ohnehin nicht besonders guter Schüler sich damit womöglich seine Zukunft verbaute. Was Flynn allerdings Sorgen machte, was bei ihm die Alarmglocken schrillen ließ, war die Tatsache, dass Chris irgendwann praktisch nichts anderes mehr tat, als zu kiffen. Er hängte den Sport an den Nagel. Er ging nicht mehr in die Messe und traf sich nicht mit den Freunden, die er aus der Kirche kannte. Er gab seinen Job in dem Café in Friendship Heights auf. Seine Noten gingen in den Keller. Und ihn schien gar nicht zu interessieren, was er damit sich selbst und seinen Eltern antat.

Für Amanda war Chris immer noch ihr kleiner Junge, und sie konnte sich nicht dazu überwinden, ihm die Leviten zu lesen wie einem jungen Mann. Außerdem war sie sicher, dass der Herr eingreifen würde, wenn Er beschloss, dass es an der Zeit war; dass Er die düsteren Wolken vertreiben und Chris die Weisheit verleihen würde, auf den rechten Weg zurückzukehren. Flynns Reaktion war impulsiv und wenig durchdacht. Er glaubte eher an Darwin als an Märchen und versuchte seine Position als Rudelchef im Haus zu behaupten. Mehr als einmal stieß er Chris gegen die Wand, hob die geballte Faust, wandte sich dann aber ab, ohne zuzuschlagen. Immerhin wusste Chris so, dass sein Vater bereit wäre, die Grenze zu überschreiten und ihm eine Abreibung zu verpassen. Doch das änderte nichts an seinem Verhalten. Es kümmerte ihn gar nicht.

Chris wurde wegen des Besitzes von Marihuana verhaftet. Der Officer, der ihn festgenommen hatte, erschien nicht zur Verhandlung, und die Klage wurde fallengelassen. Chris geriet in der Schule in eine Prügelei und wurde vom Unterricht suspendiert. Er versuchte einem Mitschüler auf dem Schulgelände mit Gewalt den Walkman abzunehmen und wurde für den Rest des Jahres vom Unterricht suspendiert. Er musste Sozialstunden ableisten. Chris und sein Freund Jason wurden von einer Überwachungskamera dabei aufgezeichnet, wie sie aus den Spinden des Basketballteams ihrer Highschool Wertsachen klauten, während die Spieler beim Training waren; sie wurden festgenommen, und es wurde Anklage erhoben. Es gab eine gerichtliche Anhörung. Als Nächstes wurde Chris dabei gefilmt, wie

er auf dem Parkplatz eines mexikanischen Restaurants Autos demolierte und Gegenstände daraus entwendete. Sein Vater erstattete den Besitzern des Restaurants und den Eigentümern der Fahrzeuge den Schaden, um zu verhindern, dass die Polizei eingeschaltet wurde. Und dann kamen die jüngsten Anklagepunkte, die zur Inhaftierung des Jungen führten: Körperverletzung, Drogenhandel, Fahrerflucht, Gefährdung des Straßenverkehrs, Fahren auf dem Gehweg, Flucht vor der Polizei. Mit jedem «Vorfall», mit jedem Mal, das er zur Wache des Second District an der Idaho Avenue fahren musste, um seinen Sohn abzuholen, wurde Flynn wütender und wandte sich mehr von Chris ab.

Kate wäre jetzt achtzehn. Wir würden uns nach einem College für sie umsehen. Wir würden Fotos von ihr in ihrem Abschlussballkleid machen. Statt diesen kleinen Scheißer in seiner Gefängniskluft zu besuchen, der auch noch stolz darauf ist zu wissen, «wie man sich im Knast durchschlägt».

Christopher Flynn war der einzige lebende Nachkomme von Thomas und Amanda Flynn. Ihr erstes Kind, Kate, war zwei Tage nach der Geburt gestorben. In der Sterbeurkunde stand als Todesursache «Atemnotsyndrom», was im Klartext hieß, sie war erstickt. Sie kam als Frühgeburt zur Welt, und ihre Lunge war noch nicht vollständig ausgebildet.

Zum Zeitpunkt von Kates Geburt war Thomas Flynn ein junger Streifenpolizist im Fourth District von D.C. Er hatte sich aus einem spontanen Impuls heraus für den Beruf entschieden, die Ausbildung erfolgreich absolviert, aber fast unmittelbar nach dem Abschluss war ihm klargeworden, dass er einen Fehler begangen

hatte. Er konnte sich nicht für den Job begeistern und hatte kein Interesse daran, Kinder einzusperren, womit er als Soldat im Kampf gegen die Drogen untauglich war. Flynn schied aus der Truppe aus und wurde Kundenberater bei einem Großhändler für Teppiche und Bodenbeläge, dessen Verkaufsleiter – nicht ganz zufällig – sein ehemaliger Highschool-Basketballtrainer war. Flynn wollte sich in die Branche einarbeiten, Kontakte knüpfen und irgendwann selbständig machen.

Kurz nach Kates Tod wurde Amanda erneut schwanger, verlor das Kind jedoch im ersten Schwangerschaftsdrittel. Die Geburtshelferin versicherte ihr zwar, sie sei gesund, aber Amanda, die in ihrer Jugend gemeinsam mit Flynn mit Kokain experimentiert hatte, machte ihren Drogenkonsum für Kates verfrühte Geburt und ihren Tod verantwortlich. Sie glaubte, sie habe ihr «Innenleben» dauerhaft geschädigt und könne kein Kind mehr austragen. «Meine Eizellen sind verdorben», erklärte sie Flynn, der nur nickte. Er zog es vor, nicht mit ihr zu streiten, so, wie man versucht, eine Diskussion mit einem geliebten Menschen zu vermeiden, der geistig nicht mehr auf der Höhe ist. Amanda hatte inzwischen Jesus zum festen Bestandteil ihres Lebens gemacht, und Flynn fiel es zunehmend schwer, in dieser Dreierkonstellation zu leben.

Ihre Ehe zerbrach zwar nicht an Kates Tod, aber ein Teil davon starb mit ihr. Flynn erkannte in der trübsinnigen, in sich gekehrten Amanda kaum noch die fröhliche, lebenslustige Frau wieder, die er geheiratet hatte. Trotz dieser Kluft zwischen ihnen hatten sie weiterhin regelmäßig Sex. Amanda hoffte insgeheim noch immer,

ein gesundes Kind zu bekommen, und sie hatte ihre körperlichen Reize, denen Thomas nicht widerstehen konnte. 1982 wurde Chris geboren.

20 Je größer die Probleme mit Chris wurden, umso häufiger musste Flynn an Kate denken. Sie war nur für zwei Tage bei ihnen gewesen und hatte noch keine erkennbare Persönlichkeit gehabt, aber die Gedanken an sie verfolgten ihn, und er war besessen von der Vorstellung, was aus ihr hätte werden können, wenn sie überlebt hätte. Chris war real, ein trauriges Zeugnis davon, wie Flynn als Vater versagt hatte. Kate hingegen war in seiner Vorstellung ein reizendes Mädchen, wohlherzogen und begabt. Kate hätte Flynn sicher mit den Augen der Liebe betrachtet. Seine Phantasien über die Tochter, die er nie haben würde, gaben ihm Mut und das Gefühl, etwas richtig gemacht zu haben. Dabei machte er im Beruf und im Alltagsleben ständig die Erfahrung, dass die Wirklichkeit weitaus weniger rosig aussah als der Traum.

«Tommy?», fragte Amanda, die jetzt neben ihm auf dem Beifahrersitz des Geländewagens saß, während Thomas Flynn den Zündschlüssel ins Schloss steckte.

«Was denn?»

«Wir sollten einen Termin bei unserem Anwalt machen. Ich will, dass er mit dem Leiter der Haftanstalt in Verbindung bleibt.»

«Du willst ihm helfen, was?» Flynn funkelte seine Frau an. «Ich habe gesehen, wie du Chris das Geld zugesteckt hast.»

«Vielleicht braucht er es.»

«Habe ich dir nicht gesagt, du sollst das lassen?»

«Schon, aber –»

«Habe ich es nicht gesagt?»

«Ja.»

«Er kauft sich doch nur Marihuana davon. Das bekommen sie von den Aufsehern.»

«Aber ich kann ihn doch nicht völlig mittellos lassen. Er ist immerhin unser Sohn.»

Flynn zog es vor, nichts zu erwidern.

21

ZWEI

Als Chris zum ersten Mal von der Polizei inkassiert wurde – wegen Herumlungerns und des Besitzes von Marihuana –, hatte er völlig aufgelöst auf der Polizeiwache des Second District darauf gewartet, dass sein Vater kam und ihn nach Hause holte. Er hatte damit gerechnet, dass sein alter Herr ausrasten würde, ihm einen Vortrag halten über Verantwortung und darüber, dass man etwas aus sich machen müsse, vielleicht ein paar Drohungen aussprechen. Aber dann war er einfach zur Tür hereingekommen, hatte ihn umarmt und auf die Wange geküsst. Chris war völlig überrascht gewesen und, da ein Polizist mit im Raum war, auch peinlich berührt. Wenn sein Vater so wenig energisch auftrat, könnte jemand auf den Gedanken kommen, auch Chris sei ein Weichei.

«Ich habe Ihnen doch gesagt, kein Körperkontakt, Sir», hatte der Polizist gemahnt, aber Thomas Flynn hatte sich nicht entschuldigt.

Eigentlich hätte Chris damit rechnen müssen, dass

sein Vater hinter ihm stehen würde. Wenn er darüber nachgedacht hätte, wäre ihm klargeworden, dass sein Vater gegenüber Lehrern und der Schulverwaltung immer die Partei seines Sohnes ergriffen hatte, selbst wenn Chris im Unrecht war. Thomas Flynn hatte sogar mal einem Mann vom Sicherheitspersonal Prügel angedroht, damals vor der Highschool-Zeit, als die Schwierigkeiten mit Chris angingen. Der Security-Mann hatte gesagt: «Ihr Junge braucht einen Psychiater oder so. Der ist nicht ganz richtig im Kopf.» Und sein Vater hatte erwidert: «Wenn ich an deiner Meinung interessiert wäre, Junge, würde ich sie aus dir herausprügeln.» Thomas Flynn war aufbrausend, und außerdem wollte er sich nicht eingestehen, wer sein Sohn im Grunde war. Chris hingegen wusste das schon damals.

Es war ihm eines Morgens klargeworden, als er noch im Bett lag, nachdem seine Mutter ihn für die Schule geweckt hatte. Damals war er in der siebten Klasse, dreizehn Jahre alt. Ihm kam einfach der Gedanke, dass er nicht aufstehen und zur Schule gehen müsste, wenn er nicht wollte. Dass seine Eltern ihn nicht dazu zwingen konnten. Überhaupt konnten sie ihn zu nichts zwingen. Die meisten Kinder hörten auf ihre Eltern, weil sie eben die Eltern waren und es sich so gehörte, aber Chris hatte nicht das Gefühl, wie andere Kinder zu sein, nicht mehr. Etwas in seinem Kopf hatte abgeschaltet, und gleichzeitig hatte etwas anderes, Spannenderes gezündet. Seine Mom und sein Dad waren für ihn immer noch die Eltern, aber er legte keinen Wert mehr darauf, es ihnen recht zu machen. Es war ihm gleichgültig, was sie dachten.

Als Chris wieder und wieder in Schwierigkeiten ge-

riet, änderte sich die Haltung seines Vaters. Die ewige Wiederholung dieser Vorfälle rieb ihn auf, aber es war vor allem die Art der Vorfälle, die ihm so zu schaffen machte.

Chris war ein Kämpfer. Er war kein Musterschüler, erbrachte keine besonderen Leistungen, und sich gut schlagen zu können war für ihn eine Art zu beweisen, dass er auch jemand war. Wenn es ein fairer Kampf war, das heißt, wenn er sich nicht einen Dummkopf oder Schwächling als Gegner suchte, dann ging es richtig zur Sache, und wenigstens einer von beiden trug ernsthafte Blessuren davon.

Auch für seine Diebstähle fand er eine logische Rechtfertigung. Wenn jemand dumm genug war, Bargeld in seinem Spind einzuschließen oder eine Designer-Sonnenbrille oder ein Handy sichtbar in einem geparkten Auto liegenzulassen, dann brach er eben dieses Schließfach oder Auto auf und bediente sich.

Aber er hatte das Pech, erwischt zu werden. Dann kam sein alter Herr in die Schulverwaltung oder auf die Polizeiwache, und jedes Mal sah er enttäuschter aus und war weniger bereit, seinem Sohn zu verzeihen. Chris wollte seinen Eltern nicht absichtlich wehtun. Aber in seinem Kopf standen die Sätze: *Sie stellen überzogene Erwartungen an mich. Sie erkennen nicht, wer ich eigentlich bin. Ich bin ein harter Kerl, und ich suche das Abenteuer. Ich will nicht ihr braver Junge sein, und ich will nicht das, was sie für mich wollen. Wenn sie das nicht begreifen können, dann ist das ihr Problem, nicht meins.*

«Warum, Chris?», hatte sein Vater gefragt, als er ihn von dem mexikanischen Restaurant, dem Tucu's, ab-

holte, wo er bei der Vandalismusaktion erwischt worden war. «Warum?»

«Warum was?»

24 «Warum tust du das?» Die Stimme seines Vaters klang heiser, und Chris hatte den Eindruck gehabt, dass er der Verzweiflung nahe war.

«Ich weiß nicht. Schätze, ich kann nicht anders.»

«Du fährst alles vor die Wand. Du hast alles hingeschmissen und bist ständig bekifft. Auf der Polizeiwache kennt man dich mit Namen, und deine Noten sind ... sie sind *beschissen*, Chris. Andere Kinder lernen für die Aufnahmeprüfung am College, bereiten sich aufs Studium vor, und du knackst Autos. *Wozu?* Was willst du haben, das du von mir nicht bekommst? Ich habe dir ein Auto *gekauft*; warum in aller Welt musst du die Autos anderer Leute demolieren?» Flynn hielt das Lenkrad so fest umklammert, dass seine Fingerknöchel weiß wurden. «Du wohnst in einer der besten Gegenden von Washington, in einem hübschen Haus. Aber du versuchst ständig, jemand zu sein, der du nicht bist. Warum? Was stimmt nicht mit dir?»

«Nichts. Ich bin nun mal so. Dieser Geländewagen, den du mir gekauft hast, ist wirklich toll, aber ich habe dich nicht darum gebeten. Und was meine Noten angeht, wozu müssen die gut sein? Seien wir doch realistisch – ich gehe sowieso nicht aufs College.»

«Ach, du denkst also nicht einmal darüber nach, aufs College zu gehen?»

«Ich *gehe* nicht. Ich wüsste nicht, wozu, und schlau genug bin ich auch nicht. Akzeptier einfach, wie es ist – oder lass es bleiben. Ich bin einfach so, wie ich bin.»